

WISSENSWERK LANDSHUT Das Wissen über das Wissen.

Eine Reihe von Hochschule Landshut, BMW Werk Landshut, Hochschulgemeinde Landshut

Interview mit Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin

im Vorfeld der Wissenswerk-Veranstaltung:

Bildung und Lebensführung

am 25.4.2007 an der Hochschule Landshut, Am Lurzenhof 1, 84036 Landshut.

Herr Professor Nida-Rümelin, das Thema Ihre Vortrags heißt "Bildung und Lebensführung". Wie würden Sie die Lage der Bildung in Deutschland momentan beurteilen?

Julian Nida-Rümelin: Da möchte ich zunächst ein paar Bemerkungen zum Begriff "Bildung" vorausschicken. Interessanterweise ist dieser Begriff in anderen Sprachen gar nicht vorhanden, das ist ein sehr deutscher Begriff, der stark mit der deutschen Kulturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts zusammenhängt. Seine sprachgeschichtlichen Wurzeln sind nicht geklärt. Manche vermuten, dass er auf eine Idee Meister Eckharts, des großen Mystikers, zurückgeht: "Sich ein Bild von sich machen."

... also „Bildung“ im Sinn von Selbstreflexion?

Julian Nida-Rümelin: Genau. Unser Bildungsbegriff lässt sich zum Beispiel auch nicht ins Englische übersetzen. Bildung ist nicht *education*. Bildung ist nicht *scholarship*. Obwohl natürlich beides dabei eine Rolle spielt. Bildung ist auch sicher nur *knowledge*, sondern es ist mehr. Deshalb auch der Vortragstitel "Bildung und Lebensführung". Bildung, so wie sie im 19. Jahrhundert verstanden wurde, ist vor allem die Persönlichkeitsbildung und nicht nur die Vermittlung von Fertigkeiten.

Vor diesem Definitionshintergrund: Wie ist es denn nun um die Bildung in Deutschland bestellt?

Julian Nida-Rümelin: Wenn man das im historischen Zusammenhang sieht, dann, da führt kein Weg dran vorbei, ist Deutschland in den letzten 100 Jahren abgestiegen. Die deutschen Gymnasien, die deutschen Universitäten waren Vorbilder, auch in den Vereinigten Staaten. Deutschland war eine „verspätete Nation“ und hat versucht, diese politische Verspätung durch besondere kulturelle Leistungen auszugleichen. Manche sagen, dass der Nationalstaat erst 1871 etabliert wurde. Als Bayer hat man da ohnehin schon Bedenken, da dem Ganzen die Niederlage bei Königgrätz 1866 vorausgegangen war. Wenn man das jedenfalls mit Dänemark oder Spanien vergleicht, war der Nationalstaat in Deutschland erst sehr spät etabliert. Und der war auch aus der Sicht der Zeitgenossen unvollständig, weil er eben nur Kleindeutschland umfasste, nicht den ganzen deutschsprachigen Raum. Zuvor existierte natürlich fast tausend Jahre lang das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, in dem die Fürstentümer untereinander – jedenfalls in den glücklichsten Zeiten – in den Bereichen Kultur, Kunst, Wissenschaft,

Bildung miteinander konkurrierten. Das schlägt sich auch heute noch im Kulturföderalismus nieder.

Durch kulturelle Konkurrenz wurde man sich also erst seiner Gemeinsamkeiten bewusst?

Julian Nida-Rümelin: Die Theoretiker der Bildung und Kultur stellen sich sogar vor, dass dadurch die deutsche Nation gewissermaßen vorgezeichnet wird. Die Nationalgalerie in Berlin ist zum Beispiel gegründet worden, bevor es einen Nationalstaat gab. Die Idee war, über Kunst, die das ganze Deutschland eint – auch unabhängig von politischer Einigung –, so etwas wie eine Kulturnation zu schaffen. Deutsche Musik, deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft, deutsche Bildung waren eine vorweg genommene Einheit, die erst sehr viel später politisch verwirklicht wurde.

Welche Rolle spielt der Begriff „Glück“, wenn es um "Bildung und Lebensführung" geht?

Julian Nida-Rümelin: Für die Alten der griechischen Klassik und der römischen Antike drehte sich das philosophische Denken überwiegend um die Frage des guten Lebens. Das griechische „*eudaimonia*“ wird im Deutschen in der Regel mit „Glückseligkeit“ wiedergegeben. Eine etwas schiefe Übersetzung, weil es den Denkern der Antike offenbar eher um das gelungene, das in sich stimmige Leben ging und nicht so sehr um ein Leben im permanenten Glücksgefühl. Bei Aristoteles gibt es eine schöne Formulierung: "Eudaimonia", so schreibt er in der Nikomachischen Ethik, "ist die Tätigkeit der Seele gemäß der spezifischen Fähigkeit, die Menschen haben." Zu diesen Fähigkeiten gehört im Wesentlichen der Verstand. Der Mensch, der seine Vernunft nicht aktiviert, ist von vornherein schon nicht glücklich. Bildung, im vollen Sinne des Begriffs, heißt für mich, dass man sich nach seinen Fähigkeiten entwickelt.

Hat das etwas mit Selbstverwirklichung zu tun?

Julian Nida-Rümelin: Naja, das hat immer so den Beigeschmack der Emanzipationsbewegung. Erstmals geht es darum, dass die Fähigkeiten, die in jedem Menschen angelegt sind, sich möglichst vollständig entwickeln.

Inwiefern ist es dann geraten, Bildung von elitären Begrifflichkeiten zu entkoppeln?

Julian Nida-Rümelin: Man könnte ja meinen, wer für einen so humanistischen Bildungsbegriff plädiert wie ich, der denkt nur an einen sehr kleinen Teil der Bevölkerung. An denjenigen Teil, der in der Schule die Chance hat, alte Sprachen zu lernen, Griechisch und Latein. Dem ist aber nicht so. Ich bin der festen Überzeugung, dass gerade unter den modernen zeitgenössischen Bedingungen des Arbeitsmarktes die Bildungsorientierung gegenüber der auf einen spezifischen Beruf ausgerichteten Ausbildungsorientierung für alle Vorrang hat oder haben sollte. Weil es gar nicht mehr möglich ist, auf einen spezifischen Beruf sich ausbilden zu lassen, weil sehr wahrscheinlich dieser Beruf so nicht mehr existieren wird, wenn ich mal mein Berufsleben beginnen werde. Die Fähigkeit, sich auf neue Herausforderungen einzustellen, die Fähigkeit mit Menschen anderer Kulturen zu kommunizieren, die Fähigkeit sich selber ein Urteil zu bilden – das sind die zentralen Orientierungen des humanistischen Bildungsbegriffes. Und das sind für alle die wichtigsten Voraussetzungen, um im Leben Erfolg zu haben.

Lässt sich Ihr humanistisches Menschenbild mit den Bedingungen im globalisierten Markt vereinbaren?

Julian Nida-Rümelin: Es gibt sehr interessante empirische, nicht philosophische!, Untersuchungen, die zeigen, dass die Motivlage der Menschen sehr komplex ist. Ein Beispiel dafür ist eine Studie amerikanischer Soziologen, angeführt von Robert N. Bellah, die den Titel "Habits of the Heart" trägt – Gewohnheiten des Herzens. Bellah stellt nun fest – und für die Studie sind Tausende von Interviews gemacht worden – dass die amerikanischen Bürger, von denen man ja vermutet, dass sie noch mehr auf Markt, Konsum und individuelle Konkurrenz ausgerichtet sind, dass gerade für diese Bürger Werte wie Familienzusammenhalt, ein erfülltes Leben unabhängig vom ökonomischen Erfolg und eine Orientierung auf größere kulturelle und religiöse Gemeinschaft nach wie vor prägend sind. Wer deshalb wirtschaftsliberal argumentiert wie Hayek und Friedman und behauptet, dass nur der Markt eine angemessene Form ist, miteinander umzugehen, wo die Menschen versuchen, sich in der Konkurrenz zu behaupten – dem würde ich entgegenhalten, dass die Menschen de facto an bestimmte Lebensprojekte gebunden sind. An Projekte, die ihrem Leben erst Sinn geben. Sie sind gebunden an andere – es ist ein Gerücht, dass sich die Familie aufgelöst hat. Die durchschnittliche Dauer, die Ehen halten, ist derzeit die längste in der Geschichte, knapp über 30 Jahre glaube ich. Was natürlich auch mit der höheren Lebenserwartung zu tun hat. Rund 80 Prozent aller Jugendlichen wachsen in der traditionellen Familie mit Mama, Papa, Kind auf. Es gibt zwar Veränderungen, aber diese Veränderungen sind nicht so groß, wie man das gemeinhin vermutet.

Welche Bedeutung hat ein stabiles persönliches Umfeld für Bildung?

Julian Nida-Rümelin: Eine sehr ausschlaggebende. Dabei gibt es zwei Aspekte. Zum einen lassen sich Jugendliche – noch stärker als Kinder – derart von emotionalen Spannungen verunsichern, dass sie ihr Selbstwertgefühl verlieren. Das ist ja eines der Hauptprobleme in den Schulen. Die Intelligenz der Kinder reicht durchaus aus, um gute Ergebnisse zu haben. Aber die psychische Stabilität ist nicht gegeben, vor allem bei männlichen Jugendlichen. Schulversager sind nun mal sehr viel öfter männlich als weiblich. Das hängt offenbar auch mit veränderten Rollenmustern zusammen, oft auch mit fehlenden Vätern, mit fehlenden überzeugenden Männerrollen im familiären Umfeld. Das ist das eine: Emotionale Stabilität ist wichtig für den Bildungserfolg. Bezüglich des zweiten Punkts muss man vielen Eltern einfach den Vorwurf machen, dass nicht genug geistige Anregungen von der Familie ausgehen. Das kann man nicht einfach an die Schule delegieren. Wenn die bequeme Erziehungsmethode darin besteht, die Kinder schon möglichst früh vor den Fernseher zu setzen – da gibt es ja unheimliche Zahlen von bis zu drei Stunden täglichen Fernsehkonsums unter Kindern –, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn das Interesse an Bildung gegen Null geht.

Bildung wird mehr und mehr auch als Ressource gehandelt. Wer steht Ihrer Meinung nach in der Pflicht, diese Ressource zu speisen?

Julian Nida-Rümelin: Ich verhehle nicht, dass ich der Meinung bin, übrigens in Übereinstimmung mit Wilhelm von Humboldt, dass die primäre Finanzierungsverantwortung für die Bildungseinrichtungen der Staat hat. Das spricht nicht gegen eine Förderung von Privatschulen, auch private Universitäten. Aber das Gros des Bildungsangebots muss allgemein und gleich zugänglich sein, darf also nicht vom Geldbeutel der Eltern abhängen, und sollte ein zumindest vergleichbares Niveau

darstellen, unabhängig davon, ob es in einer Metropole oder auf dem Land geboten wird. Das viel gepriesene amerikanische Modell ist da überhaupt kein Vorbild, weil die Differenzen zwischen Elite-Universitäten und anderen Hochschulen so groß sind, dass College-Abschlüsse in weiten Bereichen unter dem Niveau von deutschen Berufsakademien liegen. Das driftet so weit auseinander, dass die Amerikaner auch Probleme mit dem wissenschaftlichen Nachwuchs haben. Da werden Viele aus den geschmähten europäischen und japanischen Universitäten gewonnen, weil die Spitze zu dünn ist.

Haben Studiengebühren in Ihrem präferierten Bildungsangebot Platz?

Julian Nida-Rümelin: Mein Ideal ist Bildung als öffentliches Gut, zugänglich für alle. Es stimmt aber, dass es gewisse Fehlsteuerungen gibt bei öffentlichen Gütern, die gar nichts kosten. Man sieht das an teilweise extrem verlängerten Studienzeiten, die dann auch keinen Sinn mehr machen. Insofern kann man über niedrige Studiengebühren, wie sie jetzt eingeführt wurden, reden. Meine Sorge ist nur, dass das eine Art „Einstiegsdroge“ ist, - andere Länder haben das vorgemacht, wie zum Beispiel Australien, wo dann in rascher Folge ganz unterschiedliche Studiengebühren eingeführt wurden. Diese Entwicklung hielte ich für falsch.

Ein letztes Wort zu Ihrem Vortrag am 25. April: Was wollen Sie Ihren Zuhörern mit auf den Weg geben?

Julian Nida-Rümelin: Mein Ziel wäre, die Zuhörer davon zu überzeugen, dass der zentrale Bildungsauftrag sich auf die Persönlichkeitsentwicklung richtet. Nicht so sehr auf Kenntnisse, sondern auf Persönlichkeitsbildung, zu der allerdings Urteilskraft und Entscheidungsfähigkeit gehören.

Das Interview wurde geführt von Uli Karg und Alfons Hämmerl